


## Das Dreigestirn.

Roman von **Hanns v. Spielberg.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Frei?“ erwiederte Louison auf die Worte Stetten's. „Die Sklavin, der die Freiheit winkt, weiß, wohin sie sich wenden soll, sie findet eine Stätte, in der sie mit ihrer fleißigen Hände Arbeit das tägliche Brod verdienen kann. Für mich, Herr v. Stetten, gibt es keinen Ort, wo mich meines Vaters Agenten nicht finden, aus dem sie mich nicht zurückschleppen würden in meine Fesseln. Vergessen Sie nicht, wie er nimmer dulden darf, daß man erfährt, die Komtesse Perigord sei seine Tochter! Er würde Himmel und Erde in Bewegung setzen, mich wieder unter seinen unmittelbaren Einfluß zu bringen, und seine Macht reicht weit!“

In Stetten's Hirn arbeitete es fieberhaft. Ein Ausweg schwebte ihm vor — er dachte daran, Louison einen Zufluchtsort im stillen Kremmrode zu bieten. Aber wie würde der Vater, der grimmige Feind alles französischen Blutes, das aufnehmen. Wie Jakobäa?

Und doch, es war der beste Ausweg — der einzige!

Kurt wollte seinen Vorschlag gerade vor Louison entwickeln, als die Thür anfgerissen wurde, und Madeleine mit allen Zeichen äußerster Bestürzung hereintrat. „Der Fürst wird in wenigen Minuten hier sein, er ist bereits auf der Vordertreppe!“ keuchte sie. „Kind, er darf Herrn v. Stetten nicht hier treffen!“

„Und warum nicht?“ rief Stetten, sich aufrichtend. „Ich habe keinen Grund, eine Begegnung mit dem Fürsten von Benevent zu scheuen!“

Louison war aufgesprungen und hob beschwörend die Hände. „Nein! Nein!“ flehte sie. „Er darf Sie hier nicht finden! Sie kennen ihn nicht! Ich flehe Sie an, mein Freund, gehen Sie!“ Und als Stetten immer noch zögerte, setzte sie mit bebender Stimme hinzu: „Fürchten Sie nicht für mich, Herr v. Stetten! Ich bin gewappnet — ich weiß, wie ich ihm entgegenzutreten habe!“

Sie drängte ihn zur Thür. „Gehen Sie — ich bitte Sie, gehen Sie!“

„Erst wenn Sie mir versprochen haben, sich an mich wenden zu wollen, falls Ihnen meine Hilfe irgend erforderlich erscheint!“ rief er bestimmt.

„Ich verspreche es Ihnen.“

Noch einmal drückte er ihre Hand, dann geleitete ihn die alte Dienerin die schmale Hintertreppe, die er gekommen war, wieder hinab.

Als sie in dem engen Hofe angelangt waren, blieb Madeleine stehen. „Verlassen Sie meine arme Louison nicht, Herr v. Stetten,“ bat sie. „Sie will stark sein, aber sie ist schwach und willenlos dem fürchterlichen Manne gegenüber. Sie geht zu Grunde — meine arme, gute Louison!“

**Kontreadmiral Montojo y Pasarón,**
Befehlshaber der spanischen Flotte in der Schlacht bei Manila. (S. 219)

„Ich bin bereit, meine ganze Kraft für Ihre Herrin einzusetzen, Madeleine. Aber sorgen Sie dafür, daß ich Nachricht erhalte, daß ich von Allem unterrichtet werde!“

„Das will ich, gnädiger Herr!“ versicherte die Greisin unter Thränen. „Das will ich, und sollte es mein Leben kosten.“

---

### 10.
### Die Flucht.

Der Staatskanzler Fürst Hardenberg schritt in seinem Arbeitszimmer unruhig auf und nieder. Schwere Sorgen lagen auf seiner Stirn. Der Gang der Verhandlungen des Kongresses beunruhigte ihn. Aus dem Chaos der diplomatischen Aktionen ließ sich bisher nur das eine betrübende Resultat klar erkennen, daß die ungeheuren Opfer, die Preußen für Deutschland in den Riesenkämpfen der letzten Jahre gebracht hatte, keineswegs den gebührenden Lohn finden sollten. Ueberall durchkreuzten mächtige Feinde, eifersüchtige Nebenbuhler durch schlau ersonnene Intriguen seine Pläne, seine berechtigten Hoffnungen und Erwartungen. Vergebens rang er jetzt seit Wochen nach einer Erweiterung des preußischen Besitzes, nach der Anerkennung der preußischen Ansprüche auf Theile Sachsens, das sich wegen seiner Parteinahme für Napoleon auf die Abtretung einer Provinz an den Hohenzollernstaat gefaßt machen mußte; vergebens drang er auf eine Regelung der polnischen Frage, die von Tag zu Tag brennender wurde. Kümmerlicher und immer kümmerlicher wurden die Aussichten auf eine festbegründete Neuordnung Deutschlands, das anstatt eines festgefügten Kaiserreichs, an dessen Leitung auch Preußen seiner Vergangenheit nach einen Antheil hätte haben müssen, zu einem schwächlichen deutschen Bunde herabgewürdigt werden sollte.

Und überall begegnete Hardenberg, begegnete Wilhelm v. Humboldt, der zweite preußische Bevollmächtigte, den geschickten Machinationen Talleyrand's. Der Vertreter desselben Landes, das man soeben erst mit bewaffneter Hand

niedergeworfen hatte, den man anfangs gar nicht zu den Verhandlungen zulassen wollte, hatte es verstanden, mit einer Gewandtheit sondergleichen die Fäden in seine Hände zu bekommen, die fremden Mächte für sich zu gewinnen. Ueberall hatte der schlaue Fuchs seine Hände im Spiel, schürte gegen Preußen, mischte sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands und schien die alte Ueberlegenheit der französischen Politik, welche erst die Gewalt der Waffen gebrochen hatte, neu beleben zu wollen.

Und noch eine andere Sorge lastete schwer auf dem Haupte des preußischen Staatskanzlers.

In den letzten Tagen hatte sich der Kongreß mit dem Kaiser Napoleon beschäftigt. Man hielt den gewaltigen Mann nicht für hinreichend sicher auf Elba, man plante, ihm einen anderen Wohnsitz, weiter entfernt von der europäischen, zumal der französischen Küste, anzuweisen, ja von Seiten Englands war dazu bereits eine weitentlegene Insel im Atlantischen Ozean, St. Helena, angeboten worden. Aber es ließ sich voraussehen, daß Bonaparte sich nimmermehr gutwillig einer solchen Maßregel fügen würde, und da man vor Jahresfrist erst in Form rechtsgiltiger Verträge ihm die Souveränität über Elba zugestanden hatte, so durfte er die gewaltsame Durchführung der Maßregel mit Recht als einen Vertragsbruch ansehen. Ein solcher Vertragsbruch aber mußte ihn zu einem verzweifelten Entschluß bestimmen, der bei der in Frankreich herrschenden Gährung, bei dem Haß, der dort in immer weiteren Volkskreisen gegen die Bourbonen um sich griff, leicht gefährliche Folgen nach sich ziehen konnte. Ja, wenn Napoleon sich seinerseits eine offenkundige Verletzung der Verträge zu Schulden kommen ließ! Aber von einer solchen konnte keiner der Agenten der Verbündeten auf Elba melden. Im Gegentheil: der Kaiser schien ganz den Pflichten als Souverän seines Liliputreiches zu leben! Und wenn Talleyrand durch den russischen Gesandten den Verbündeten die Mittheilung hatte zugehen lassen, daß zwei napoleonische Offiziere — der Kapitän Dulot und der Lieutenant Gallier — im Auftrage des Kaisers nach dem östlichen Europa abgereist seien, so war das kaum mehr als ein Klatsch, den man nicht gut ernst nehmen konnte, sobald man den persönlichen Haß des Fürsten von Benevent gegen seinen einstigen Gebieter kannte. Ja, wenn man einen zuverlässigen, mit den Verhältnissen auf Elba vertrauten, gewandten Mann nach der Insel senden könnte! Aber wen?

Der Staatskanzler ging im Geiste die ihm für seine Zwecke zur Verfügung stehenden Persönlichkeiten durch, als ihm der Hauptmann v. Stetten gemeldet wurde.

„Ich lasse bitten!" Hardenberg war etwas erstaunt über den Besuch des jungen Offiziers, den er erst an der Mittagstafel gesehen und gesprochen hatte, aber er nahm zu viel Antheil an dem Sohne seines alten Freundes, als daß er ihm nicht stets gern ein Viertelstündchen gewährt hätte.

Stetten trat mit dem Ausdruck großer, nur mühsam zurückgehaltener Erregung in allen Zügen ein.

„Was gibt's, lieber Kurt? Sie machen ja ein ganz sonderbares Gesicht, aus dem man nicht genau herauslesen kann, ob ihnen ein großes Glück oder ein schweres Unglück begegnet ist. Ich hoffe herzlich das Erstere — vor Allem: Sie haben doch keine schlechten Nachrichten aus der Heimath?"

„Nein, Durchlaucht! Aber ich muß Eure Durchlaucht gehorsamst um eine Privatunterredung, um Rath und, wenn möglich, um Hilfe bitten."

Hardenberg machte ein ernstes Gesicht. „Halloh, das klingt ja ordentlich gefährlich! Nun, wir werden ja sehen! Bitte, nehmen Sie Platz, Stetten. So, und nun heraus mit der Sprache!"

„Eure Durchlaucht, ich melde gehorsamst, daß sich die Komtesse Savigny-Perigord augenblicklich hier im Palast und in meiner Wohnung befindet. Ich bitte Eure Durchlaucht inständigst um Schutz und Beistand für die junge Dame, die sich vor dem Fürsten von Benevent hierher geflüchtet hat."

„Sind Sie toll, Stetten!" fuhr Hardenberg auf. „Was sind denn das für Geschichten! Talleyrand's Nichte, vor ihm entflohen, in meinem Hause!" Er war aufgesprungen und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. „Ist so etwas erhört! Das ist ein schlechter Dank für das Entgegenkommen, Stetten, das ich Ihnen stets bewiesen habe. Ich habe Sie immer für einen verständigen jungen Mann gehalten, und nun machen Sie solche Dinge!"

„Wenn Eure Durchlaucht gestatten wollen —"

„Nein! Nein und abermals nein! Gar nichts gestatte ich! Das ist ja Wahnsinn — der reine Wahnsinn! Ich war wohl auch meiner Zeit ein toller Bursche und schreckte vor keinem Abenteuer zurück, aber eine Liebelei mit der Nichte eines königlichen Gesandten anfangen, sie in die Wohnung des eigenen Vorgesetzten führen, dann noch dessen Schutz für solche Thorheit erbitten — das ist ja einfach unerhört. So leid es mir thut, Stetten, ich muß unmittelbar an Seine Majestät über den Vorfall berichten!"

„Eure Durchlaucht, das hieße ein unglückliches Weib, das bereits Unsagbares gelitten hat, in die Verzweiflung, in den Tod treiben! Eure Durchlaucht irren auch, wenn Sie annehmen, daß zwischen der Komtesse und mir irgend ein Herzensbund besteht —"

„Nun, dann weiß ich erst recht nicht, was ich denken soll, und warum Sie sich und nun gar mich in eine derartige Angelegenheit verwickeln!" entgegnete Hardenberg.

„Man hat mich gelehrt, daß ein Edelmann keiner hilfsbedürftigen Frau die rettende Hand verweigern soll, Eure Durchlaucht!"

„Wir leben nicht im romantischen Mittelalter, Herr v. Stetten, sondern in einer sehr nüchternen Welt. Ich muß mein Ersuchen wiederholen, die junge Dame sofort zur Rückkehr zu ihrem Oheim zu veranlassen — das Weitere wird sich dann finden!"

Stetten hatte sich erhoben: „Ich bitte Eure Durchlaucht inständigst, mir nur wenige Minuten Zeit zu einer kurzen Auseinandersetzung zu gewähren," bat er. „Ich bin felsenfest überzeugt, diese Auseinandersetzung würde Eurer Durchlaucht Ansicht vollkommen umstimmen, ja vielleicht sogar in politischer Beziehung für Eure Durchlaucht von hohem Interesse sein!"

Hardenberg schritt noch einige Male im Zimmer auf und ab. Er schien zu überlegen, die letzten Worte des jungen Offiziers hatten doch seine Aufmerksamkeit erregt. Dann warf er sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch: „Gut denn, Stetten, ich höre! Aber fassen Sie dies, bitte, nicht als ein Zeichen auf, daß ich mich irgendwie für die etwaigen Leiden der Komtesse erwärmen wollte. Ich verspüre wenig Lust, mir die Finger an den Privatangelegenheiten des hinkenden Teufels zu verbrennen."

Das klang wenig ermuthigend, aber Stetten war schon froh, daß ihm der Staatskanzler überhaupt Gehör schenkte. Er schöpfte tief Athem und begann seine Erzählung, von seiner ersten Begegnung mit Madame de Vernier und Louison bis zur Gegenwart.

„Gestern Abend," so schloß er, „mußte ich Seine Majestät den König zu einem Mahle beim Grafen Metternich begleiten und kam erst nach Mitternacht nach Hause. Mein Diener war aufgeblieben und empfing mich schon auf der Treppe mit der Nachricht, daß eine Dame mich erwarte. Es war die alte Dienerin der Madame de Vernier, Madeleine. Sie reichte mir unter Thränen einen Brief, auf dessen Umschlag ich sofort die Handschrift Louison's erkannte. Hier ist das Schreiben — ich glaube, es spricht besser, als es meine Worte könnten." Er reichte dem Staatskanzler ein kleines Billet.

„Sie hatten Recht, mein Freund!" las Hardenberg. „Ich muß fort von hier, ich gehe zu Grunde in dieser Atmosphäre von Lug und Trug. Und selbst, wenn ich mich beugen wollte, ich würde nicht biegen, sondern brechen. Das Maß ist voll — die letzten Stunden haben es zum Ueberschäumen gebracht. — Sie hatten mein Zimmer kaum verlassen, als mein Vater hereinstürzte. Er wußte, daß Sie bei mir gewesen waren, aber anstatt der heftigen Vorwürfe, die ich erwartet habe, beschränkte er sich auf ironische Höflichkeit. Ich mag und kann das unendlich Verletzende, das in seinen Worten und Geberden lag, nicht wiederholen — meine weibliche Ehre sträubt sich dagegen. Genug, daß ich anhören mußte, wie er mich höhnisch lobte, daß ich mich doch noch seinen Wünschen gefügt habe, daß nun aber auch das Resultat, die Erlangung der Papiere, nicht ausbleiben dürfe. Ich erwiederte ruhig, ein Ehrenmann, wie Sie, mein Freund, werde sich niemals zu einem Schurkenstreich hingeben — aber auch ich würde nie meine Hand zu einem solchen bieten. Ich warf mich meinem Vater zu Füßen und gestand ihm, daß mein Herz nicht mehr frei sei, daß es einem jungen braven Offizier, dem Kapitän Dulot, gehöre, der augenblicklich im Auftrag seines kaiserlichen Herrn in Rußland weilt. Wieder ein höhnisches Auflachen, und dann eine wilde Fluth von Verwünschungen und schimpflichen Verdächtigungen! Ich versuchte ruhig und gefaßt zu bleiben, aber meine Ruhe schien seine Wuth nur noch zu steigern. Er würde mich in ein Kloster bringen lassen, wo man derartige überspannte Mädchen wohl zu zügeln wisse. Und als ich erwiederte, ich würde mich mit Freuden unter die Obhut frommer Schwestern begeben, nur fort wolle ich aus diesem Hause, da raste er und — ich schäme mich, es zu sagen, mein Freund — er hob seine Hand gegen mich.

Es gibt eine Grenze der Kraft zum Leiden, und diese Grenze ist bei mir erreicht. Aber wo bietet sich mir ein Zufluchtsort? Elba ist mir verschlossen — ich erhielt gestern ein Schreiben meiner theuren Pflegemutter, das mich ahnen läßt, daß dort kein Zufluchtsort für mich wäre. Mit all' dem Vertrauen, das ich Ihnen entgegenbringe, mein Freund, flehe ich Sie daher an: retten Sie mich! Es wird doch irgend einen stillen weltfernen Ort, wird gute Menschen geben, die mich aufnehmen. Stehen Sie mir nur bei zur Flucht. Geben Sie durch Madeleine baldigst Nachricht Ihrer unglücklichen Freundin Louison."

Der Fürst hatte den Brief aufmerksam durchgelesen, jetzt ließ er das Blatt herabsinken und richtete sein scharfes Auge auf Stetten: „Was thaten Sie, Kurt?" Seine Frage klang bereits bedeutend milder, als seine ersten Entgegnungen auf Stetten's überraschende Eröffnungen.

„Ich erhielt den Brief Louison's gegen ein Uhr Nachts. Ich faßte sofort den Entschluß, die Unglückliche nach Kremmrode zu meinem Vater zu bringen. Dort ist sie sicher vor allen Verfolgungen. Aber zunächst mußte sie den Palast des Fürsten von Benevent verlassen. Daß dies nicht leicht sein würde, sagte ich mir sofort. Glücklicherweise half die alte Madeleine. Sie blieb im Palast zurück, während Louison in den Kleidern der Greisin, den Schleier vor dem Antlitz, unangefochten bis zur nächsten Straßenbiegung gelangte, wo ich sie mit einem Wagen erwartete. In diesen brachte ich die Komtesse, ohne daß Jemand auf uns aufmerksam wurde, hierher, wo sie allein sich sicher fühlen kann, bis es mir durch die Güte Eurer Durchlaucht gelungen ist, Pässe für sie und Urlaub für mich zu erlangen, um die Reise nach Kremmrode an-

zutreten. Die Komtesse befindet sich zur Zeit in der Obhut unseres Botschaftsarztes Doktor Fürbringer."

Der Fürst war aufgestanden und nahm seine Wanderung durch das Zimmer wieder auf. Stetten hatte sich nicht verrechnet: seine Erzählung hatte das Interesse Hardenberg's nach den verschiedensten Richtungen hin erregt. Erstens gönnte Hardenberg seinem Herrn Kollegen aus dem Gallierlande den unvermeidlichen Standal von ganzem Herzen, und zweitens hatte so Manches in Stetten's Erzählung auch die Aufmerksamkeit des Staatsmanns erregt. Ließ sich denn die beabsichtigte Aktenveruntreuung nicht diplomatisch verwerthen? Man konnte mindestens die Kabinette unter der Hand darauf aufmerksam machen, was der französische Vertreter beabsichtigt hatte. Es war unter allen Umständen vortheilhaft, wenn man ein Mittel besaß, gegen ihn Mißtrauen zu erwecken. Und was bezweckte die in dem Briefe der Komtesse angedeutete Mission eines napoleonischen Offiziers nach Rußland, die hier zum zweiten Male zur Kenntniß des Staatskanzlers gelangte? Was endlich bereitete sich auf Elba vor?

Hardenberg faßte einen kurzen Entschluß. „Sie waren als Adjutant des Grafen Truchseß bei der Ueberführung Bonaparte's nach Elba zugegen und kennen die Insel?" fragte er, seine Wanderung unterbrechend und vor Stetten stehen bleibend.

„Zu Befehl, Eure Durchlaucht!" Kurt war einigermaßen erstaunt, daß der Staatskanzler, anstatt auf seine Bitten einzugehen, ihm eine Elba betreffende Frage vorlegte.

„Gut! So halten Sie sich bereit, noch heute Abend im allerhöchsten Auftrage dorthin abzugehen. Ihre Instruktionen werden Sie vor der Abreise schriftlich erhalten!"

„Eure Durchlaucht — !" stammelte Stetten bestürzt. „Und die Komtesse?"

Hardenberg lachte. „Lieber Junge, mir scheint, ganz entsagt hat Ihr Herz doch noch nicht. Im Uebrigen — und nun achten Sie genau auf jedes meiner Worte — ich nehme an, daß die junge Dame, die sich augenblicklich im Palaste unter dem Schutze unseres Botschaftsarztes befindet, keineswegs die Komtesse Savigny-Perigord ist! Erinnere ich mich recht, so bat mich Frau Doktor Fürbringer schon vor einigen Tagen um eine Paßkarte für eine Nichte, mit der sie nach Preußen reisen wollte. Das wird also wohl die junge Dame sein — ein Fräulein Müller, wenn ich mich recht besinne. Und wie ich mich weiter erinnere, wollte Frau Fürbringer das Nichtchen gern auf dem Lande unterbringen. Ich werde an meinen alten Freund Stetten in Kremmrode schreiben, ob er die Dame nicht auf einige Monate aufnehmen will. Habe auch nichts dagegen, wenn Sie einige Zeilen hinzufügen."

Hardenberg rieb sich vergnügt die Hände. „So — so wird es gemacht! Und nun kommen Sie, Stetten, wir wollen Frau Doktor Fürbringer 'mal 'nen kleinen Besuch machen, ich möchte das Nichtchen doch gern vor der Abreise auch noch einmal sehen und sprechen."

— — — — — — — — —

Am Abend desselben Tages rollte ein schlichtbespannter Reisewagen aus dem Pragerthor. Drinnen saßen eine noch jugendliche Frau und ein bildschönes Mädchen, Frau Doktor Fürbringer und Fräulein Eva Müller, wie der am Thor wachehabende Polizeibeamte feststellte, die mit einer Paßkarte der preußischen Botschaft in die Heimath zurückkehrten.

Zur gleichen Stunde verließ in südwestlicher Richtung ein anderer Wagen die schöne Donaustadt. Als er die Thorwache passirte, und der Paß des jungen Mannes, der sein einziger Insasse war, revidirt wurde, ein unverdächtiger, auf den Namen des Gutsbesitzers v. Dörner lautender preußischer Paß, dem die Persönlichkeit des angeblich zu seinem Vergnügen nach dem Süden reisenden Inhabers durchaus entsprach, wurde der Wagen von einem anderen überholt, in dem zwei elegant gekleidete Männer saßen. Herr v. Dörner hörte, wie sich diese auf der Wache als Angehörige der französischen Gesandtschaft legitimirten und eifrig nachforschten, ob wohl eine junge Französin die Wache passirt hätte — unter dem Namen de Vernier etwa. Die Frage wurde verneint, und die beiden Männer zogen mißmuthig ab. . . .

Am nächsten Morgen enthielt die amtliche, täglich erscheinende „Chronik des Kongresses" unter den zahlreichen, meist recht banalen Nachrichten, die sie brachte, folgende interessante Personalnotizen:

„Die Gräfin Sophie Potocka ist von ihrer schweren Erkältung, welche sie sich bei dem Brande des Rasumowski'schen Palastes zugezogen, wieder genesen und tritt im Laufe des heutigen Tages die Reise nach ihrer herrlichen Besitzung Tulzin an. Man bedauert allgemein, daß die ebenso schöne, wie liebenswürdige Frau Wien so schnell verläßt.

In den Kreisen der Gesellschaft wird man noch den Verlust einer anderen gefeierten Schönheit schmerzlich empfinden. Wie uns aus dem Palais Talleyrand mitgetheilt wird, wurde die liebenswürdige Komtesse Savigny-Perigord durch die schwere Erkrankung ihrer erlauchten Tante, der Marquise de Robier, zur Rückkehr nach Frankreich veranlaßt."

Dann folgte weiter unten die ganz kurze Meldung:

„Herr v. Stetten, Adjutant Seiner Majestät des Königs von Preußen, hat Wien mit längerem Urlaub verlassen."

### 11.

*Der Aar hebt noch einmal seine Schwingen.*

Man reiste im Jahre 1815 noch nicht mit dem beflügelten Eisenrade, sondern in der gemächlicheren Kutsche. Aber wenn auch die Schienengeleise sich noch nicht durch Europa gezogen hatten, und die Kunststraßen selbst zwischen den großen Verkehrsmittelpunkten des Erdtheils in oft recht erbärmlichem Zustand waren, so konnte man, wenn man über eine gut gefüllte Börse verfügte, doch verhältnißmäßig schnell vorwärts kommen.

Kurt v. Stetten hatte knapp vier Tage gebraucht, um von Wien bis Genua zu gelangen. Er war allerdings Tag und Nacht ohne Unterbrechung gefahren, nicht allein weil ihm Fürst Hardenberg die höchste Eile anempfohlen hatte, sondern auch, weil ihn die innere unüberwindliche Unruhe rastlos vorwärts trieb.

Zu viel war in den letzten acht Tagen seines Aufenthalts in Wien auf ihn eingestürmt. Und wenn er in jener ereignißreichen Woche selbst die Abspannung aller Nerven weniger empfunden hatte — jetzt kam sie nach und machte ihre Rechte geltend. Wie ein Träumender fuhr er durch die herrliche Alpenwelt, über den im tiefen Winterschnee ruhenden Brenner; unberührt ließen ihn die zu Eis erstarrten Kaskaden der Bergbäche, wie die linden, den sprossenden Frühling kündenden Lüfte an den Ufern der Etsch und des Po. Und während er durch die weite Ebene der Lombardei im gleichmäßig schnellen Tempo dahinjagte, führten ihn immer auf's Neue seine Gedanken bald auf den Fürstensitz der schönen Sophie Potocka, bald nach dem schlichten Kremmrode, wo er ernste Jakobäa wußte. Und wenn er in dem einen Augenblick sich gewaltsam losgelöst hatte von der wundervollen Gestalt der Fanariotin, deren keckes Gaukelspiel er so völlig zu durchschauen meinte, so flogen seine Sinne im nimmer müden Flug nach der märkischen Heimath, um sich an dem Bilde der anmuthigen Französin zu erfreuen. Sie war ihm verloren, sie hatte ihm ja selbst erklärt, daß ihr Herz einem Anderen gehöre, aber er vermochte es dennoch nicht über sich, in ihr nur das unglückliche Mädchen, der er eine ritterliche Dienstbarkeit entgegengebracht hatte, zu sehen. Fürst Hardenberg hatte nur zu recht gehabt, als er ihm lächelnd drohte: „Mir scheint, ganz entsagt hat Ihr Herz doch noch nicht!"

Sophie — Louison — Jakobäa!

Ja — Jakobäa! Wie die blauen Augen wohl geblickt haben mochten, als sie zum ersten Male in das holde Antlitz der Französin schauten, wie die feste Hand wohl leise gebebt haben mochte, als sie seinen Brief öffnete, der dem lieben Bäschen die Fremde an's Herz legte! Du gute, Du treue Jakobäa! Und plötzlich verschwanden vor den Augen des träumenden Mannes die Bilder der üppig schönen Gräfin und der eleganten Tochter Frankreichs, und klar und leuchtend stieg das Bild des deutschen Mädchens vor ihnen auf in seiner lichten Reinheit.

Sophie — Louison — Jakobäa! Das Dreigestirn voll Schönheit und Anmuth und Herzensgüte! Das Dreigestirn, in dem einen Augenblick umwoben von leuchtender Lichtfülle, strahlend am Horizont — im nächsten von den ziehenden Wolken verhüllt, vielleicht auf Nimmerwiedersehen!

(Fortsetzung folgt.)

## Kontreadmiral Montojo y Pasarón, Befehlshaber der spanischen Flotte in der Schlacht bei Manila.

(Mit Porträt auf Seite 217.)

Der Oberbefehlshaber der spanischen Flotte in dem blutigen Seetreffen am 1. Mai in der Bucht von Manila, das mit deren gänzlicher Vernichtung endete, ist Kontreadmiral Montojo gewesen, dessen Porträt unsere Leser auf S. 217 finden. Don Patricio Montojo y Pasarón ist am 7. September 1839 in Ferrol geboren. Seine Ausbildung erhielt er in Cadix. Nach dem Eintritt in die spanische Marine machte er verschiedene Fahrten im Atlantischen Ozean und im Mittelländischen Meere mit. Zum Fregattenkapitän befördert, nahm er im Jahr 1860 Theil an den Kämpfen auf Mindanao und 1866 an der Beschießung des peruanischen Hafens Callao. Später war Pasarón, der gegenwärtig den Rang eines Kontreadmirals innehat, im Marineamt thätig und zeichnete sich als Marineschriftsteller aus.

## Tabaksernte auf den Philippinen.

(Mit Bild auf Seite 220.)

Der Boden der im Stillen Ozean gelegenen Inselgruppe der Philippinen, die infolge der jüngsten Kriegsereignisse gegenwärtig ein ganz besonderes Interesse erregt, ist von erstaunlicher Fruchtbarkeit. Die in Friedenszeiten zur Ausfuhr gelangenden Massenprodukte kommen überwiegend aus den allein stark kultivirten Mittelprovinzen von Luzon, der größten Insel, auf der auch die Hauptstadt Manila liegt. Die Haupterzeugnisse sind Reis, Zucker, Kaffee und Tabak. Der beste Tabak wird an dem Mittellauf des Gran Rio de Cagayan auf Luzon, des größten Stromes der Philippinen, gebaut. Unser Bild auf S. 220 veranschaulicht die Tabaksernte in einer dortigen Pflanzung. Die eingeborenen Arbeiter, an denen besonders die originelle Kopfbedeckung auffällt, brechen zuerst die unteren Blätter an den Pflanzen ab und zuletzt als Haupternte die oberen, welche die besten sind. Man füllt Körbe mit den Blättern und trägt sie darin zu den Trockenräumen. Der hier gebaute Tabak heißt Manilatabak und gilt als sehr gute Waare; er wird meist an Ort und Stelle zu Cigarren verarbeitet.

## Der Untergang des weströmischen Reiches.

(Mit Bild auf Seite 221.)

Als Theodosius der Große 395 n. Chr. starb, vertheilte er das altrömische Reich unter seine beiden Söhne in zwei Hälften: das oströmische und das weströmische Reich. Der letzte Herrscher des west-

römischen Reiches war der junge Romulus Augustus, gewöhnlich spöttisch nur mit dem Verkleinerungsnamen Augustulus bezeichnet, den sein Vater, der römische Feldherr Orestes, 475 auf den Thron gesetzt hatte. Dies mißfiel dem Feldherrn Odoaker, der 476 mit seinem Heere von Oberitalien gegen Orestes vorrückte, den er in Pavia gefangen nahm und enthaupten ließ. In Ravenna bekam er den jungen Kaiser selbst in die Gewalt und zwang ihn zur Abdankung. Diesen Vorgang stellt unser Bild auf S. 221 dar. Odoaker hält vom Throne im Kaiserpalast zu Ravenna, wo damals die Residenz der weströmischen Kaiser war, Romulus Augustus die Abdankungsurkunde hin, und der schwächliche, verweichlichte Jüngling nimmt sie wie ein verdientes Strafgericht entgegen. Odoaker war jetzt Herr über Italien, und der byzantinische Kaiser Zeno ernannte ihn zu seinem Statthalter unter dem Namen eines Patricius oder Schutzherrn von Rom. Damit war das Ende des weströmischen Kaiserreiches besiegelt.

---

## Die Schwestern.

Ein Familiendrama aus vergangenen Tagen.

Von **Johannes Wilke.**

1. (Nachdr. verboten.)

Ein erschütterndes Bild der verwilderten Rechtszustände während des Dreißigjährigen Kriegs entrollt die Familiengeschichte des mächtigsten böhmischen Hauses, welches zu Anfang des 17. Jahrhunderts mit dem Grafen Johann Albrecht v. Smirczicky, als dem Letzten seines Stammes, erlosch. Graf v. Smirczicky zählte zu den Anführern der böhmischen Empörer, welche am 23. Mai 1618 nach dem Hradschin in Prag zogen und durch den bekannten an den kaiserlichen Räthen Martinitz und Slavata vollzogenen Fenstersturz das erste Alarmsignal zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges gaben. Mit Albrecht v. Smirczicky und dem Grafen Matthias Thurn — der Seele des Unternehmens — hatten sich an jenem Tage noch vier böhmische Herren vereint; nur einer der Edelleute, die vorher ihre Betheiligung zugesagt, war an dem Prager Tage vergeblich erwartet worden: der junge Graf Otto v. Wartenberg, Smirczicky's unmittelbarster Gutsnachbar, seßhaft auf Schloß Dimokur im Königgrätzer Kreise.

Schon seit Jahren ging der junge Otto v. Wartenberg auf dem Schlosse Chotielitz, wo Albrecht v. Smirczicky sein einsames Junggesellendasein mit seinen beiden, gleichfalls unvermählten jüngeren Schwestern Elisabeth Katharina und Margarethe Salome theilte, aus und ein. Ein romanhaftes Zusammentreffen fügte es, daß sich die stille Herzensneigung beider Schwestern in dem Wunsche begegnete, die Liebe des jungen Hausfreundes zu erringen, der beiden Schwestern in gleicher Weise huldigte. Ohne daß es sich Katharina und Salome eingestanden, sehnten sie mit eifersüchtiger Spannung den Augenblick herbei, in dem sich der heimlich geliebte Mann endlich erklären würde. Diese Entscheidungsstunde schlug ganz plötzlich, als kurz nach jenem Maitage des historischen Fenstersturzes Graf Albrecht nach Chotielitz zurückgekehrt war.

Katharina wie Salome blickten, als sich eines Abends die Thür ihres gemeinsamen Wohngemaches öffnete, und Graf Otto v. Wartenberg mit der Unbefangenheit eines alten Freundes eintrat, tief erschrocken auf ihren Bruder, der, ohne die Hand zum Willkommen zu rühren, in seinem Sessel lehnte. Dann hatte Graf Wartenberg, unbeirrt über den kühlen Empfang, mit Wärme zu reden begonnen, wie er, von der Anmuth und den Vorzügen der beiden Schwestern anfangs gleicherweise gefesselt, sein Herz lange und ehrlich geprüft habe, daß nach und nach aber immer mehr das Gefühl heißen, liebenden Verlangens für Katharina in ihm mächtig geworden sei, und nun stehe er hier, um den Freund, der Vaterstelle an seinen Schwestern vertreten habe, und dem nach böhmischem Recht und Brauch bei der Gattenwahl derselben die



Tabakserute auf den Philippinen. (S. 219)

Entscheidung zustehe, um Katharina's Hand zu bitten.

Bei Wartenberg's Worten, die auf Katharina's Antlitz den Widerschein der bräutlichen Beseligung aufflammen ließen, war Salome todtenbleich geworden, das Entscheidungswort des Grafen, das längst erwartete und gefürchtete, traf ihre Brust wie scharfgeschliffener Stahl, und ein jäh aufzuckender tödtlicher Haß gegen den, der sie verschmäht, und gegen die Schwester, welche in dem heimlichen Kampf um seinen Besitz Siegerin geblieben, drohte sie zu übermannen.

Nur eine kurze, wortlose Pause war Wartenberg's Antrag gefolgt. Dann hatte sich Smirczicky erhoben, und kalt, jede Silbe abwägend, erwiederte er: „Nehmt ohne Umschweife meine Antwort: Ich verweigere Euch Katharina!"

„Was ist der Grund dieser Wandlung unserer Freundschaft?" stieß Wartenberg in heftiger Bestürzung hervor.

Smirczicky's Augen glühten zornig auf. „Fragt Ihr noch?" entgegnete er. „Wo blieb denn Eure Freundschaft, Euer Versprechen, mit Mannesmuth für die Sache unseres Landes einzutreten? Wo waret Ihr denn an dem Tage, der alle furchtlosen Landherren geeint fand, an den kaiserlichen Schergen in Prag Gericht zu üben? Was habt Ihr darauf zu erwiedern?"

„Daß Ihr unwürdig von mir denkt," versetzte Graf Wartenberg mit Festigkeit, aus der die innerste Ueberzeugung sprach, „wenn Ihr glaubtet, selbstsüchtige erbärmliche Feigheit habe mich bei der Betheiligung am Aufstande zurückgehalten. Als mir bei kühlerer Erwägung die Verantwortlichkeit, die unser gewaltthätiges Vorgehen dem ganzen Lande gegenüber auf sich lud, zum Bewußtsein kam, da scheute ich davor zurück, einen Brand mitschüren zu helfen, der schwer wieder zu löschen ist!"

„Genug!" versetzte Graf Albrecht und zog Katharina ungestüm von der Seite Wartenberg's fort. „Unsere Wege trennen sich von heute ab für immer!"

Nur sekundenlang stand Katharina wortlos neben ihrem Bruder, der mit eisernem Griffe ihre Hand umspannt hielt. Dann entwand sie sich demselben und schlang die Arme leidenschaftlich um den Hals des Geliebten.

„Ich gehöre Dir. Niemand, selbst mein Bruder nicht, soll mich zwingen, Dir zu entsagen!"

Von Albrecht's Lippen klang ein kurzes höhnisches Lachen. „Versuche es, Dich meinem Willen zu widersetzen. Noch gibt es Mittel, den Nacken störrischer Mädchen zum Gehorsam gegen den, der Vaterstelle vertritt, zu beugen!"

„Wir sehen uns wieder," flüsterte Katharina fest und zuversichtlich, während Wartenberg noch auf der Thürschwelle ihr Haupt an seine Brust zog.

Im nächsten Augenblick waren die Geschwister allein. Auf Albrecht's stummen Wink folgte Salome, nicht ohne mit einem Blick triumphirender Genugthuung der Schwester tiefverstörte Züge zu streifen, dem Bruder in das anstoßende Gemach. —

Ungefähr einen Monat nach dem geschilderten Ereigniß fand auf Schloß Chotielitz die urplötzliche Vermählung der Gräfin Salome mit dem Baron Heinrich v. Slavata, Herrn von Schloß und Dorf Koschumberg im angrenzenden Chrudiner Kreise, statt. Die seltsame Hast, mit der Salome die Verbindung mit dem schon bejahrten und erheblich verschuldeten Baron einging, der ganz unzweideutig auf die reiche Mitgift der Braut spekulirte, war lediglich auf die Vereitelung ihrer Hoffnungen auf Wartenberg zurückzuführen. Letzterer empfand am Vermählungstage Salome's die schwere Besorgniß um die nun ganz auf den Bruder angewiesene Katharina im doppelten Maße. Vergeblich hatte er seit jener Abschiedsstunde von der Geliebten auf Mittel gesonnen, sich ihr zu nähern, sie den despotischen Fesseln, denen sie selbst nicht zu entrinnen vermochte, durch List oder Gewalt zu entreißen.

An dem Morgen, der Salome's Vermählungs-



Odoaker zwingt Romulus Augustulus, den letzten weströmischen Kaiser, zur Thronentsagung. (S. 219)

tage folgte, wurde er beim ersten Schimmer des Morgens vom Lager aufgescheucht durch zwei seiner Gutsknechte, die mit bestürzten Mienen in's Zimmer traten und ihm die Meldung überbrachten, an der Kreuzung der Fahrstraßen, da, wo sich der von Chotielitz nach Dimokur führende Weg von der Straße nach dem nahe gelegenen Smirczicky'schen Gute Schlunitz abzweige, müsse in der Nähe ein Raubanfall an einer vornehmen Frauensperson vollführt worden sein. Neben deutlichen Blutspuren hätten sie, im Begriff zum Getreidemähen zu gehen, einen kostbaren Frauenmantel nebst einem erbrochenen Kästchen aus Eichenholz aufgefunden.

Kaum hatte Graf Wartenberg die Gegenstände, welche die Knechte vor ihm auf den Tisch niederlegten, betrachtet, als er mit lautem Schreckensruf sein Pferd zu satteln befahl. Der erste Blick auf die kleine Schatulle hatte ihm das in den Deckel eingeschnitzte Smirczicky'sche Wappen gezeigt. In wenigen Minuten stand Wartenberg auf der Unglücksstätte. Niedergetretenes Gras und frische Blutspuren im Bereich mehrerer Schrittlängen verriethen zweifellos, daß hier die Besitzerin des Mantels und Kästchens räuberisch überfallen und aller Wahrscheinlichkeit nach ermordet worden sei. Mit fieberhaft pochendem Herzen hielt Wartenberg in den nächstliegenden Bauerngehöften Umfrage, ob Niemand in der verflossenen Nacht etwas Verdächtiges bemerkt habe. Man vermochte keine Auskunft zu geben. Wartenberg raffte die verhängnißvollen Gegenstände an sich, schwang sich auf's Pferd und jagte, von einem raschen Entschlusse getrieben, dem Schlosse Smirczicky's zu. Es lag still wie das Grab. Baron Slavata hatte schon in der Morgenfrühe das Schloß verlassen und war mit seiner Gemahlin nach Koschumberg abgereist. Mit schwankenden Knieen trat Wartenberg in das wohlbekannte große Gemach der Geschwister ein, wo er den Grafen Smirczicky allein vorfand.

„Wo ist Katharina?" keuchte Wartenberg, nach Athem ringend, hervor.

„Vielleicht könnt Ihr mir diese Frage beantworten," entgegnete Smirczicky mit scheinbarer Ruhe. „Ihr Bett steht unberührt; wenn die Aberwitzige, wie es scheint, das Schloß in der Nacht verließ, so kann wohl das Ziel ihrer Flucht kein anderes als Euer Haus gewesen sein."

„Barmherziger Himmel," rief Wartenberg, „so ist das Furchtbare wahr, — Katharina, Eure Schwester, ist überfallen, ermordet!"

Er streckte dem Grafen die gefundenen Gegenstände hin, und dieser erwiederte mit starrem Gleichmuth: „Den Mantel trug zuletzt meine Schwester, und in diesem Schmuckkasten barg sie ihre Spargelder und Juwelen. Doch, was bedarf es zwischen uns einer Auseinandersetzung, wer sich in dem Falle, daß Katharina auf der Wanderung zu Euch den Tod gefunden, einen Vorwurf zu machen hat?!"

Damit kehrte er Wartenberg den Rücken, der wie gebrochen auf sein Schloß zurückkehrte und ungesäumt Nachforschungen auf eigene Faust über die Schreckensthat einleitete. Die ohnmächtige Justiz jener Zeit ermittelte indessen nicht das Mindeste, und so blieb der Schleier des Geheimnisses, welcher die verbrecherische That umhüllte, ungelüftet. Größere Erregungen und Sorgen und die sich vorbereitenden Kämpfe gegen die kaiserlichen Truppen hielten alle Gemüther in Bann. Auch Albrecht v. Smirczicky schien in der allgemeinen kriegerischen Begeisterung den Verlust seiner Schwester rasch überwunden zu haben. Er stand mit dem beginnenden November an der Spitze des böhmischen Heeres vor Pilsen, und bereits beim ersten Angriff auf die Stadt am 7. November empfing er eine lebensgefährliche Verwundung. Man transportirte den Schwerverletzten auf sein Schloß Chotielitz zurück.

Wie so manches düstere Räthsel auf dem letzten Lager seine Lösung fand, so geschah es auch hier. Albrecht v. Smirczicky lag verlassen, nur von einem alten Diener und seinem Chirurgen gepflegt, auf dem Sterbebette. Es war in der Nacht des 18. November, als Smirczicky's Diener in Dimokur Einlaß begehrte und den Grafen Wartenberg beschwor, ihm sofort nach Chotielitz, wo der sterbende Smirczicky seiner begehre, zu folgen. Mühsam streckte ihm der Verwundete, der den Stempel des beginnenden Todeskampfes auf der Stirn trug, die Rechte entgegen und begann röchelnd in abgerissenen Worten eine Beichte abzulegen, aus der sich für Wartenberg und die beiden anwesenden Pfleger des Grafen ein klares Bild alles dessen, was vorgefallen, ergab.

Katharina's Standhaftigkeit hatte Smirczicky's despotischen Starrsinn bis zum Aeußersten gesteigert. Mit der ganzen Bosheit, wie sie nur der Neid und die gekränkte Liebe in der Brust eines Weibes zu erzeugen vermag, hatte Salome den Haß ihres Bruders gegen Katharina zu schüren verstanden. Letzterer war jeder Versuch, Wartenberg zu schreiben, abgeschnitten worden, und als gar Katharina im sich aufbäumenden Trotz von einer beabsichtigten Flucht zu Wartenberg gesprochen, hatte der zornentbrannte Graf eines Tages sein Testament niedergeschrieben, in welchem er Katharina ein- für allemal als enterbt erklärte und Salome zur Universalerbin seiner reichen Besitzungen, der Herrschaften Gitschin, Chotielitz, Schlunitz, Kostelez, Nachod und Raudnitz, einsetzte.

An demselben Tage, wo dann Salome die ihrem Herzen ganz gleichgiltige Verbindung mit Baron Slavata schloß, waren Katharina's heimliche Veranstaltungen zur Flucht von einer Schloßmagd, die bemerkt hatte, wie Katharina Geld und Schmucksachen in eine kleine Schatulle barg, verrathen worden. Im Einvernehmen mit Salome und dem gleichfalls eingeweihten Baron Slavata hatte nun Albrecht einen Gewaltstreich vorbereitet. Mit Einbruch der Nacht wurde vom Grafen ein überdecktes Wägelchen, scheinbar mit Heirathsgut für Salome beladen, bis zu der Wegkreuzung geschickt, die Katharina nothwendig passiren mußte. Damit zunächst der Schein eines räuberischen Ueberfalls erweckt würde, war den beiden Dienern Slavata's, welche das Bubenstück vollführen sollten, die Weisung ertheilt worden, jenes Kästchen, welches Katharina bei sich führte, zu erbrechen und es geleert an der Stelle des Ueberfalls zurückzulassen, Katharina aber selbst rasch den Mund zu verstopfen, sie in den verdeckten Wagen zu werfen und mit der Gefangenen den Weg nach Schlunitz und von da in ununterbrochener Fahrt nach Schloß Koschumberg fortzusetzen.

Um Mitternacht hatten Diener die Gräfin in die Nacht hinausschleichen sehen. Alles war dann nach Wunsch vor sich gegangen. Dabei mußte der unvorhergesehene Umstand, daß sich Katharina gegen ihre Angreifer zur Wehre setzte und dem einen mit einem Dolchmesser einen Stich in den Arm beibrachte, sehr gelegen gekommen sein. Durch die hinterlassene Blutspur war die Täuschung, daß ein Straßenraub stattgefunden, vollkommen erreicht worden.

„So wird Katharina heimlich in Schloß Koschumberg von Salome eingekerkert gehalten?" frug Wartenberg, als Graf Albrecht erschöpft seinen Bericht abbrach. Der Kranke neigte bejahend das Haupt.

„Jetzt, wo es an's Sterben geht, schrecke ich schaudernd vor dem Wahnwitz meines Hasses und vor seinen Folgen zurück," flüsterten Albrecht's Lippen. „Katharina ist ganz in Salome's erbarmungslosen Händen. Schwört mir zu thun, was ich selbst nicht mehr zu thun vermag, sprengt meiner Schwester Kerker, ruft die Gesetze unseres Landes zu Hilfe — mein Testament — ich übergab es Salome am Tage ihrer Vermählung — es darf nicht bestehen bleiben!"

Röchelnd versagte seine Stimme ihren Dienst. „Papier!" stöhnte er noch einmal auf. „Meinen letzten Willen — schreibt!"

Es waren nur wenige Sätze, die Wartenberg, das Ohr an Albrecht's Mund geneigt, auf dem Blatte niederschrieb. Dann tastete der Sterbende mit Aufbietung seiner letzten Kraft nach der Feder, um noch in zitterndem Zuge seinen Namen darunter zu zeichnen. Einige Sekunden später hatte der letzte der Grafen Smirczicky zu athmen aufgehört.

2.

An demselben Tage, an welchem Albrecht v. Smirczicky verschieden war, trat die Baronin Salome v. Slavata die gewaltige Hinterlassenschaft an. Gleichzeitig wurde durch Wartenberg beim Oberstkanzler der Krone Böhmens, Baron Ruppa, Klage gegen Salome und ihren Gemahl erhoben, „daß sie erstens die todtgesagte Gräfin Katharina gewaltsam in heimlichem Gefängniß hielten und dieselbe zweitens ihres Erbes beraubt". Hierauf erfolgte vom Oberstkanzler der Bescheid, „des Tumultes dieser schweren Zeit sei so viel, daß beide Theile bis nach der Wahl des neuen Königs warten möchten, dem die Entscheidung in der heiklen und dunklen Sache zu überlassen sei". Diese Königswahl erfolgte am 26. August 1619, und bereits am 4. Oktober zog Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der junge, leichtlebige Schwiegersohn König Jakob's I. von England, mit seiner schönen Gemahlin Elisabeth, Enkelin der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart, in Prag ein. Der Tag war — wie früher bei dieser Gelegenheit — zur allgemeinen Audienz für den böhmischen Adel bestimmt, und die Vertreter desselben harrten in den Vorzimmern der königlichen Gemächer, viele in Begleitung ihrer Gemahlinnen, um zur Audienz vorgelassen zu werden. Graf Wartenberg war einer der ersten, der vom Marschall aufgerufen wurde. Was Wartenberg im überquellenden Drange in jener Stunde vor dem jungen Herrscherpaare gesprochen, das auszumalen mag der Phantasie des Lesers überlassen bleiben. Thatsache ist es, daß die Königin zur Parteinahme für das Geschick einer Unglücklichen gewonnen ward. Als bald darauf Wartenberg das Audienzzimmer verlassen hatte und Baronin v. Slavata mit ihrem Gemahl eingelassen worden war, traf ein Strahl tiefer Entrüstung aus der Königin Augen die betreten zurückweichende Baronin.

„Als Königin dieses Landes," begann unvermittelt Elisabeth, indem sie ihre Hand der nach dem Handkuß trachtenden Salome entzog, „als Weib, das mit dem eigenen Geschlechte fühlt, heische ich noch in dieser Minute, ehe Ihr diesen Saal wieder verlaßt, Euer Gelöbniß, wieder gut zu machen, was Ihr verbracht, und sofort Eure Schwester Katharina freizugeben."

Salome wankte, wie vom Wetterschlage gerührt; aller Fassung beraubt glitt sie vor dem Sessel der Königin auf die Kniee nieder, unvermögend auf diese sie gänzlich unvorbereitet treffende Entschleierung ihres Verbrechens ein Wort der Entschuldigung zu entgegnen.

„Verstattet, mein Gemahl," wendete sich die Königin an Friedrich, „daß Wartenberg selbst noch heute die Gefangene aus ihrem Kerker abhole." —

Zwei Tage später stand Graf Wartenberg an der Seite Katharina's vor Elisabeth, die sanft die Rechte auf den Scheitel ihres Schützlings legte; und als dann an einem der letzten Novembertage in der Domkirche St. Veit Katharina v. Smirczicky und Otto v. Wartenberg den priesterlichen Segen empfingen, ging eine Erklärung an Baron Ruppa, den Vorsitzenden der Gerichtskommission ab, daß beide den Gerichtsherren des Königs Friedrich die letzte Entscheidung über

die Erbansprüche der Schwestern überließen, im Uebrigen Salome's Gewaltthat zu verzeihen gewillt seien. Bis zu diesem endgiltigen Spruche wurde Katharina das Smirczicky'sche Schloß Gitschin als vorläufiger Wohnsitz zuerkannt.

— — — — — — — — —

Während das junge Paar die schwer erkämpfte Seligkeit des gegenseitigen Besitzes im Schlosse zu Gitschin genoß, leitete Baron Slavata ein listiges Manöver ein, den König für sich und seine Gemahlin umzustimmen. Unter dem Schein der Opferwilligkeit für die unmittelbar bevorstehende Kriegsführung gegen Oesterreich hatte Slavata dem jungen, verschwenderisch lebenden Monarchen, dessen Regierungsantritt von den schlimmsten Geldverlegenheiten begleitet war, hohe Summen als „freiwillige Kriegsbeisteuer" zusichern lassen. Die Zahlung dieser „patriotischen Zuschüsse" sollte beginnen, sobald sich der Baron im unbestrittenen Besitz der Smirczicky'schen Erbschaft befände.

So nahte denn die letzte Krisis für Katharina's und Wartenberg's Leben. Als Vertreter der Ansprüche seiner Gemahlin stand Wartenberg am vorletzten Tage des scheidenden Jahres, am 30. Dezember 1620, im Kanzleisaale des Hradschin vor den versammelten Richtern und dem persönlich anwesenden König. Nach kurzer Unterhandlung sprachen die Ersteren der Baronin Salome das alleinige Erbrecht zu und — „so ist auch meine Ansicht" — fügte der König, indem er seinen Namen unter die Urkunde setzte, hinzu.

Wie von einem bösen Traum umfangen, war Graf Wartenberg zur Thür hinausgeeilt. Vor ihm schritt Baron Slavata die breite Treppe hinab.

„Grüßt die Schwägerin," klang plötzlich seine Spottrede zu Wartenberg hinauf. „Weshalb hattet Ihr diesmal verabsäumt, Euch an königliche Weiberröcke anzuklammern?"

„Bube, erbärmlicher Schurke!" brach es von Wartenberg's Munde. In der siedenden Empörung seines Blutes hatte er die Klinge seines Degens auf den Gegner gezückt, der im gleichen Augenblick den blinkenden Stahl aus der Scheide riß. Da tönte lautes Stimmgetöse aus der sich öffnenden Saalthür, mit raschem Griff legten sich die Fäuste der königlichen Trabanten um Wartenberg's Schultern, um ihm die Waffe zu entwinden. Ein Ringen entstand, denn einer der vordersten Männer war Wartenberg in den Arm gefallen. Dann erfolgte ein jäher Stoß gegen Wartenberg's Brust, der ihn vom Treppenrande rücklings hinabschleuderte. Ein gellender Aufschrei folgte — einige Stufen tiefer lag blutüberströmt Wartenberg. Im Hinabsturz hatte ihn Slavata's Klinge zwischen den Schulterblättern durchbohrt.

„Es war nicht meine Absicht!" stammelte Slavata, zu dessen Füßen der Sterbende lag.

„Ein fürchterliches Ungefähr," pflichtete der herzugeeilte König bei und wendete verstört die Augen von der starren Gruppe, welche den Leichnam Wartenberg's umringte.

— — — — — — — — —

Ueber den düsteren Hof des alten Grafenschlosses zu Gitschin schritt in später Nachmittagsstunde des 3. Januar 1621 eine Schaar dunkler Gestalten. Gräfin Katharina, welche beim Geräusch der nahenden Schritte der Ankömmlingen bis zur Thür entgegengeeilt war, prallte entsetzt zurück. Statt des mit banger Ungeduld erwarteten Gatten standen Salome und Slavata, denen sieben königliche Kommissare über die Schwelle folgten, vor ihr. Einer derselben entfaltete das mit königlichem Siegel versehene Papier und legte es in Katharina's Hand.

„Im Namen des Königs ergreife ich hiermit Besitz vom Schlosse Gitschin wie von sämmtlichen Herrschaften Albrecht v. Smirczicky's."

So klang es schrill in Katharina's Ohren, während ein zweiter Kommissar auf Salome's triumphirenden Wink eine an goldener Kette hängende, Katharina's Bildniß enthaltene Kapsel, einen Fingerreif und eine seidene, blutbefleckte Schärpe auf den Tisch niederlegte.

„Eures Gemahls hinterlassene Kleinodien," fügte Salome, auf die Sachen deutend, eisigen Tones hinzu. „Er bezahlte sein böses Vorhaben, meinen Gatten erschlagen zu wollen, mit selbstverschuldetem Tod. Hier stehen die vom König gesandten Zeugen, die Euch sagen sollen, wie Euer Gemahl im jähen Fall von der Treppe in Slavata's Waffe stürzte."

Mit irrem Blick hatten jetzt Katharina's Hände die blutbefleckte Schärpe umkrampft. „Mörder!" gellte es markerschütternd aus ihrem Munde auf. Dann ging sie, wie von unsichtbarer Macht gezogen, fast feierlichen Schrittes aus dem Gemach.

Vergeblich warteten Salome und ihre Begleiter auf ihre Rückkehr. Nur der Wintersturm heulte draußen in den Gängen des Gebäudes. Von einem Schauer gepackt eilte Salome in den dunklen Gang hinaus bis zur Pforte, die auf den Schloßhof führte. Da wankte die Erde unter ihren Füßen — ein Donnerknall, ein Krach von berstendem Gestein erschütterte die Luft!

— — — „So hat die Frau v. Wartenberg," berichtete der Chronist Khevenhüller, „am 3. Januarius das vordere Schloß durch Entzündung des Pulvergewölbes zersprengt und in Schutt gelegt, daß alle Personen jämmerlich umgekommen."

Den Leichnam Katharina's bettete man neben ihrem Gatten zu Dimokur zur letzten Ruhe. Schon am 8. Januar verlor Friedrich durch die Schlacht auf dem Weißen Berge Krone und Land, und gleich darauf wurden Smirczicky's sämmtliche Güter von Ferdinand II. konfiszirt. Baronin Slavata, die auf der Unglücksstätte lebend aufgefunden worden war, floh aus Böhmen und beschloß ihr Dasein arm und freudlos bei der Landgräfin Amalie in Kassel.

---

## Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

**Die „schwarze Frau".** — Auf einer Geschäftsreise von Sydney nach Melbourne fand ich, als ich bei meinem Erwachen am Morgen aus dem Schlafwagen kletterte, daß wir auf einer kleinen ländlichen Station hielten. Nachdem ich gefrühstückt hatte, spazierte ich neben dem Geleise auf und ab. Auf der Lokomotive sah ich den Führer ganz allein sitzen, das Signal zur Abfahrt erwartend. Ich ging auf ihn zu, eine dargebotene Cigarre nahm er dankend an, ich schwang mich hinauf zu ihm, und er erklärte mir zuvorkommend den Gebrauch der Hebel und Ventile. Beim Umherschauen erregte ein gewöhnlicher Nachtfalter, der unter Glas und Rahmen an der Wand der Kabine hing, meine Aufmerksamkeit.

„Haben Sie das als Zierrath aufgehängt?"

„Als Zierrath weniger, vielmehr in Erinnerung daran, daß das Thierchen mir und etwa zweihundertfünfzig Passagieren das Leben gerettet hat," versetzte der Lokomotivführer und erzählte mir auf meine Bitte dann folgendes Abenteuer.

„Im Frühling des vorigen Jahres führte ich eines Tages diesen Zug und hatte dieselbe Maschine, wie heute. Mit mir war mein Feuermann, Dick Stevens, ein guter Kerl, aber sehr abergläubisch, er glaubt an Geister, Träume und Vorbedeutungen. Ich pflegte sonst darüber zu lachen, aber seit wir die „schwarze Frau" gesehen haben, thue ich es nicht mehr.

In der Nacht, wo uns diese Geschichte passirte, wüthete ein furchtbarer Sturm, der uns mit Regen überschüttete und seinen Höhepunkt erreichte, als wir den Lokomotivschuppen verließen. Mich fröstelte, ein unheimliches Gefühl hatte sich meiner bemächtigt, und ich war froh, als ich Dick schon antraf, welcher die Maschine bereits in Stand gesetzt hatte. Nachdem ich meine Arbeitskleider angezogen, fuhren wir herunter zur Station, wo wir das bisherige Zugspersonal abzulösen hatten. Ich ölte die Maschine gründlich und überzeugte mich, daß Alles in guter Ordnung sei, dann stieg ich mit Dick auf die Lokomotive. Fürchterlich hörte es sich an, als wir drinnen in der Kabine saßen, wenn die heftigen Windstöße den Regen gegen die Fenster schmetterten.

„Das wird eine schlechte Fahrt werden, George," sagte Dick zu mir. „Ich habe so eine Vorahnung, ein unheimliches Gefühl, daß uns etwas passiren wird."

Ich versuchte seine Befürchtungen hinwegzuscherzen, obgleich das Toben des Sturmes in der That nicht sehr ermuthigend war. Bei diesen Schnellzügen muß man sich in so finsteren Nächten allein auf die Wachsamkeit der Streckenbeamten verlassen, denn die Geschwindigkeit ist eine so große, daß der Führer die Signale vor sich oft nicht früher sieht, als bis er dicht heran ist.

Indessen lachte ich meiner Besorgniß, faßte den Steuerungshebel, und unter dem lauten Zischen des entfliehenden Dampfes ging es hinaus in Nacht und Sturm, vorbei an Signallichtern, langen Reihen von Wagen, donnernd über die lange eiserne Brücke, in die schlummernde Landschaft hinein. Die Finsterniß war, außer wo das elektrische Vorderlicht seinen Strahl in das Dunkel warf, für das Auge undurchdringlich. Auf unserer nächsten Wasserstation überzeugte ich mich wieder, ob noch Alles in guter Ordnung an der Maschine sei. Dick hatte indessen nach dem Vorderlicht gesehen, der Telegraphist übergab mir die Papiere, welche bekundeten, daß die Strecke bis zur nächsten Station frei sei, und abermals ging es hinaus in die Nacht. Es wurde womöglich noch finsterer, während der Sturm heulte, der Regen mehr und mehr blendete, und wir in dem uns einhüllenden grauen Dampf nichts mehr erkennen konnten.

Plötzlich sah ich durch Nacht und Nebel gerade vor mir die riesenhafte Gestalt einer Frau, in einen langen schwarzen Mantel gehüllt, emporsteigen. Mit ihren langen gespenstischen Armen machte sie gegen mich abwehrende Bewegungen und verschwand, während ich, vor Schreck erstarrt, ihr nachsah.

Wir näherten uns jetzt der Stelle, wo eine eiserne Hängebrücke über den reißenden Strom führt, und sausten eben auf scharfer Biegung dahin. Ich warf einen Blick auf das Manometer, als ich durch einen lauten Ausruf Dick's veranlaßt wurde, mich nach ihm umzudrehen. Starr und bewegungslos stand er da, mit zitterndem Finger hinaus in die Finsterniß zeigend. Als ich der Richtung seines Armes mit den Blicken folgte, begannen auch mir die Kniee zu schlottern, denn mitten auf dem Geleise stand wieder die fürchterliche Gestalt der Frau, welche, von dem Reflektor bestrahlt, sich scharf von dem dunklen Hintergrund abhob, jetzt bewegungslos, dann wieder in tollem Tanze umherwirbelnd, aber immer, immer uns zurückwinkend.

„George," flüsterte Dick kaum hörbar, „fahr' nicht über die Brücke, um des Himmels willen, fahr' nicht, bis Du nicht ganz gewiß weißt, daß sie sicher ist."

Ich war selbst tödtlich erschrocken, ich konnte der Eingebung, den Zug anzuhalten, nicht widerstehen und bremste mit aller Gewalt. Als wir still hielten, konnten wir bereits das Tosen des Wassers gerade vor uns hören. Ich stieg von der Maschine und traf auf den Zugführer, der mir schon entgegenkam.

„Was ist los? Was ist los?" fragte er ungeduldig.

Ich kam mir in diesem Augenblick sehr albern vor, weder das riesenhafte Weib noch irgend etwas Anderes war in dem uns blendenden Sturm zu sehen.

„Ach," sagte ich, „wir haben etwas gesehen; was es war, weiß ich nicht, aber es sah aus wie ein großes schwarzes Gespenst, welches warnend mit den Händen uns abwinkte, nicht weiter zu fahren."

Verwundert sah mich der Zugführer an. „Du bist verrückt geworden, George," sagte er. „Aber wir sind jetzt so nahe bei der Brücke, daß wir sie doch einmal untersuchen wollen. Besser ist besser."

Wir nahmen unsere Laternen und gingen vorwärts, waren jedoch kaum dreißig Schritte gegangen, als wir entsetzt zurückprallten. Zu unseren Füßen gähnte ein dunkler Abgrund, angefüllt mit den tosenden Wassern des Flusses, welche, geschwellt durch die Regengüsse des Frühjahrs und die letzten Gewitter, die Brücke fortgerissen hatten.

Und jetzt erschien auch wieder vor uns im Nebel die fürchterliche Figur der Frau. Wie in wilder Freude warf sie ihre Arme umher. Der Zugführer starrte auf den Schatten und dann auf mich: „Also das ist das Ding, welches Dich veranlaßte, den Zug zum Halten zu bringen?" fragte er. „Nun, mag es sein, was es will, es hat uns heute Nacht gerettet, George."

Langsam gingen wir zum Zuge zurück, mit einem wunderlichen Gefühl im Herzen, das können Sie mir

glauben. Inzwischen kamen uns schon viele Reisende entgegengelaufen, unter diesen ein junger Mann aus Sydney, welcher, wie es sich herausstellte, klüger war wie wir Alle. Als dieser die „schwarze Frau" erblickte, drehte er sich um und sah nach dem Vorderlicht der Lokomotive. Er lief darauf zu, und wie ich ihm folgte, sah ich einen eigenthümlichen Fleck auf dem Glase.

„Das ist eure ‚schwarze Frau'," sagte der junge Mann und deutete auf den Nachtfalter, den Sie dort unter Glas und Rahmen sehen. Das ist die ganze Geschichte, mein Herr. Der Falter war irgendwie in die Laterne gerathen und hatte, indem er an dem Glase vor dem Scheinwerfer hin und her flatterte, einen großen schwarzen Schatten in der Dunkelheit hervorgerufen, der einer in einen weiten, schwarzen Mantel gehüllten Frau glich. Bei seinen vergeblichen Versuchen, durch das dicke Glas zu entkommen, ängstlich mit den Flügeln schlagend, gab er dem geheimnißvollen Schatten das Ansehen, als ob er die Arme wild bewege.

Wir konnten nicht begreifen, wie das Thier dort hineinkam, aber es muß bei der Wasserstation geschehen sein, als Dick die Lampe nachsah. Auf alle Fälle hat es uns das Leben gerettet." [H. W.]

**Ewige Treue.** — Im Frühjahr 1570 standen im Garten des Buchdruckers Jobin zu Straßburg ein hübsches Mädchen und ein junger Mann und schworen sich ewige Liebe und Treue. Das Mädchen hieß Eva Forster, war die Tochter des im Jobin'schen Hause wohnenden Arztes Forster und stand im siebzehnten Lebensjahre. Der junge Mann war ein Student Namens Johann Fischart, Schwager des Buchdruckers Jobin und zwanzig Jahre alt. Das junge Paar schwor sich Liebe und Treue, weil es gezwungen war, voneinander Abschied zu nehmen. Da nämlich die Praxis des Arztes eine geringe, der Geschwister aber viele waren, nahm Eva eine Stelle als Kindererzieherin im Hause des Barons Wendland zu Straßburg an, während Johann gleichzeitig einen jungen Fürsten auf einer Reise nach der Schweiz und Italien begleiten sollte.

Die Reise dauerte drei ganze Jahre. Eine Korrespondenz war wegen der damaligen Verkehrsverhältnisse auf Reisen fast unmöglich, und so hörte denn das liebende Paar jahrelang gar nichts voneinander. Endlich kehrte Johann nach Straßburg zurück. Sein erster Gedanke aber war nicht etwa Eva Forster, sondern eine andere Straßburgerin, die er mit ihrem Vater auf der Reise getroffen und mit der er den Heimweg angetreten hatte — Anna Elisabeth Herzog hieß sie. Diese füllte jetzt sein ganzes Herz aus. Wie groß war daher sein Schrecken, als er, um eine Straßenecke biegend, plötzlich eine junge Dame traf, welche Niemand anders war, als Eva Forster. Schöner war sie geworden und stattlicher.

Sein erster Gedanke war: umkehren und fliehen! Schnell aber verwarf er ihn, trat muthig auf Eva zu, begrüßte sie und wurde von ihr freundlich wieder begrüßt. Nach einigen gleichgiltigen Gesprächen faßte sich Johann endlich ein Herz und sagte: „Jungfer, ich habe Euch vor drei Jahren Liebe und Treue geschworen, jetzt aber fällt es mir schwer auf's Herz, daß ich Euch diesen Schwur so schlecht gehalten habe."

„Ei, wie denn das?" fragte Eva.

„Ich stehe im Begriff, die Jungfrau Anna Elisabeth Herzog zu meinem Weibe zu machen."

„Da thut Ihr Recht daran. Aber ich habe meinen Schwur noch viel schlimmer gebrochen, denn ich bin jetzt die Ehefrau des Barons Wendland, und dort könnt Ihr mein erstes Kind schauen," sagte Eva und deutete auf ein Baby, welches von einer kräftigen Elsässerin hin und her getragen wurde.

So konnte Johann Fischart, der später so berühmt gewordene Autor der „Geschichtsklitterung", „Gargantua und Pantagruel" u. s. w., ohne Gewissensbisse seine Anna Elisabeth heirathen. [H—d.]

## Humoristisches.



Ein Musterdiener.

Herr: Ist der Herr Baron zu Hause?
Diener: Was wollen Sie von ihm?
Herr: Ich komme wegen einer Schuld —
Diener: Er ist gestern auf's Land.
Herr: — die ich ihm zu bezahlen habe.
Diener: Doch, er ist vorhin zurückgekehrt.



Ueberflüssige Arbeit.

Hausfrau: Sie reinigen ja die Sachen der Jungen gar nicht mehr, Minna!
Minna: Ist auch gar nicht nöthig, gnädige Frau, der Herr prügelt sie ja doch jeden Tag durch.

### Bilder-Räthsel.




Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 27:

Gute Quellen erkennt man in der Dürre, gute Freunde im Unglück.

### Veränderungs-Räthsel.

1) Kugel, 2) Haupt, 3) Putz, 4) Oelberg, 5) Woge, 6) Romeo, 7) Igel, 8) Hahn.

Jedes dieser Wörter soll dadurch in ein anderes verwandelt werden, daß sowohl der Anfangs- als auch der Endbuchstabe geändert werden, z. B. Hals = Kalb, Brand = Franz, Schaf = Achat. — Die neuen Wörter sind:

1) Als großer Feldherr wird's im Lied geehrt.
2) Es ist ein Thier, das Blüth' und Blatt verzehrt.
3) Als Buch enthält's das Alte Testament.
4) Ein Name ist's, mit dem man Männer nennt.
5) In alten Zeiten trug's als Kleid der Mann.
6) Ein Dichter ist's, der hohen Ruhm gewann.
7) Durch Böhmens Auen schlingt's ein Silberband.
8) Der Rhein verschlingt's an sagenreichem Strand.

Die neuen Anfangs- und Endbuchstaben (letztere in umgekehrter Reihenfolge) bestätigen die Richtigkeit der Auflösung.

Auflösung folgt in Nr. 29.

### Wechsel-Räthsel.

Er ist mit o im deutschen Land
Als Herrschertitel wohl bekannt;
Und wenn ein Fürst es ist mit i,
Vergißt sein Volk des Dankes nie.

Auflösung folgt in Nr. 29.

Auflösung der viersilbigen Charade in Nr. 27:

Himmelswagen (großer Bär).

**Alle Rechte vorbehalten.**

Verlag der Buchdruckerei der
**Thorner Ostdeutschen Zeitung,** Ges. m. b. H., **Thorn.**
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.